

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 12.

— Erscheint allmonatlich. —

1919.



Spruch.

Es gibt Berufsarten, die so edel sind, daß man sich, wenn man sie zum Lohnverwerb herabwürdigt, ihrer unwert macht: ein solcher ist der Beruf des Vaterlandsverteidigers und ebenso der des Erziehers.

J. J. Rousseau („Emil“).

Die Vorübergehenden.

Skizze von Anna Burg.

„Ein feines Wetter!“ sagte die alte Frau, die, in viele Lächer eingewickelt, fast unkenntlich verummumt, in der Bahnhofunterführung vor ihrem Schuhkasten saß.

Der scharfe Wind, der ab und zu pfeifend durch die Halle strich, nahm ihr das Wort vom Munde weg. Aber sie wiederholte, wie zum Trost: „Ein feines Wetter!“

Draußen regnete es in Strömen; es regnete eigensinnig, hartnäckig, ohne nur eine Minute innezuhalten. Es regnete dem Sturm zum Hohn, der die Wolken wie wilde Rosse vor sich hinierte, ohne sie auseinanderzutreiben zu können. Sie folgten sich mit ständiger Vermehrung. Sie wälzten sich übereinander, aneinander vorbei; sie tauchten auf, wo man sie nicht erwartet hatte, wie eben noch eine lichtere Stelle den Himmel hatte ahnen lassen. Und sie warfen in einer Art wilden Triumphes den kalten, unerbittlichen Regenguß auf die aufgeweichte Erde.

Wer konnte, schlüchtete sich unter Dach und Fach. Und wessen Ziel der Bahnhof war, der eilte, die schützende Halle zu erreichen. Es wimmelte von Menschen in der Unterführung. Die Schnellzüge rollten zischend in die Halle, spien ganze Scharen von Reisenden aus, nahmen ganze Scharen neue Rastlose auf und fuhren brausend wieder hinaus, unempfindlich gegen Sturm und Regen, aller Wut der Elemente die kalte, eiserne Stirn bietend.

Ja die alte Bahnhof-Broni konnte das Wetter wohl sein finden; denn für ihr Geschäft hätte es nicht besser sein können. Alle Augenblicke stand jemand vor ihrem Kasten still und stellte den Fuß auf ihr Gestell. Mit einer überraschenden Geschwindigkeit hatte sie dann die Arme aus ihren Umhüllungen freigemacht, und ihre rauhen, unförmlichen Hände begannen ihre Arbeit; so rauh und unförmlich sie auch waren, diese Hände, so geschickt, flink und — wenn man so sagen darf — zart besorgten sie ihr Geschäft. Sie drehten und wendeten den Fuß, dessen Bekleidung gereinigt werden mußte, ohne den geringsten Druck darauf auszuüben. Sie handhabten die Bürsten so gewandt und sicher, wie nur irgend ein geübter Meister sein Werkzeug handhaben kann. Es war eigentlich ein Vergnügen, ihr zuzusehen, wie sie die Schuhe glänzend bürtete.

Die Münzen in ihrem kleinen Geldtäschchen klingelten leise aneinander. Es gab einen guten Tag. Und wenn sie heute genug verdiente, so hatte sie die nötige Summe beisammen, die sie brauchte, um sich ein neues Stück in ihrem armseligen Haushalt anzuschaffen. Jedenfalls würde sie das Geld nicht verschleudern mit Reifen, wie all die an ihr vorbeifahrenden Menschen. Oft fragte sich die Broni, was in aller Welt die Menschen veranlassen möchte, immer und immer unterwegs zu sein. An schönen Tagen hatte sie ja leider meistens viel Zeit, Beobachtungen anzustellen; dann betrachtete sie das Publikum, das gleichgültig an ihr vorüberhastete, und suchte in den Gesichtern zu lesen, was wohl für Gedanken in den Köpfen, für Gefühle in den Herzen sein mochten. Ein Teil dieser Vorübergehenden war ihr ja wohl bekannt. Das waren die, welche von ihren Geschäften täglich in die Stadt geführt wurden oder die ihre Arbeit hier fanden. Sie sah sie am Morgen kommen, am Abend gehen. Sie sahen am Morgen meist etwas verdrossen,

etwas sorgenvoll aus, am Abend erleichtert, befriedigt, daß wieder ein Arbeitstag vorbei war. Am Samstag besonders, da stand auf den Miene all dieser an gleichförmige Arbeit Gewöhnten gewöhnlich ein halb unbewußtes Lächeln. Sie freuten sich auf den Sonntag, der Ruhe und Freude bringen sollte.

Und heute war Samstag. Aber Broni hatte heute keine Zeit, sich Gedanken zu machen. Sie mußte bürteln und putzen. Eben stand ein sehr elegant gekleideter Herr vor ihr, der seine feinen Knopfstiefel auf ihr Schuhbrett stützte, an denen sie jetzt mit besonderem Vergnügen hantierte. Denn der Broni war es durchaus nicht gleichgültig, ob sie ihre Nähe an grobes Schuhwerk oder an schönes Material wandte. Sie hatte viel lieber einen zierlichen Damentiefel als einen groben Männer-schuh unter den Händen. Diesmal nun war es ein feiner Herrenschuh. Sie gab sich besondere Mühe damit, und das Resultat war erfreulich. Der Fremde aber schien etwas ungeduldig zu sein. Während die Broni putzte und rieb, blickte er immerfort nach allen Seiten um.

„Nicht wahr, gleich beim Bahnhof ist die Autotaxameterstation?“ fragte er. „Daß ich mir die Schuhe nicht wieder beschmutze, bis ich dort bin?“

„Gleich da oben“, erwiderte die Broni, die Treppe emporend. „Sie können unter Dach auf dem Pflaster bis zum nächststehenden Auto gelangen.“

„Dank schön!“

Er warf ihr eine Münze in den Schoß, die er hastig aus der Westentasche geklaubt hatte, und ging eilends davon, so eilends, daß er an einen Mann anrannte, der ihm entgegenkam.

„Galt, ich muß Ihnen noch herausgeben“, rief die Broni.

„Lassen Sie, lassen Sie“, winkte der Fremde.

Der andere, der eben mit ihm zusammengestoßen war, blickte ihm nach, so aufmerksam, daß es der Broni auffiel. Dann kam er zu ihr heran und sagte leichthin: „Der hat's eilig.“

„Will wohl einen Besuch machen“, meinte die Broni, indem sie auf des Sprechenden Schuhe blickte. Sie hatten es sehr nötig, gereinigt zu werden; aber er machte keine Anstalten, ihre Dienste in Anspruch zu nehmen, was das Interesse für ihn bei der Broni sofort um einige Grad herabschraubte. Aber er blieb stehen.

„Er will einen Besuch machen, meinen Sie? Warum meinen Sie das?“

Sie zuckte die Schultern.

„Nun, weil er nach den Autos gefragt hat, und weil er sich die Schuhe hat putzen lassen.“ Dabei glitt ihr Blick wie unwillkürlich wieder über die Füße des vor ihr Stehenden. Und ganz unwillkürlich folgten seine Augen den ihrigen und schauten gleichfalls auf seine Schuhe.

„Sie sind sehr schmutzig“, sagte er wie in Gedanken, „aber es lohnt sich nicht, sie zu reinigen.“

Zugleich bückte er sich und hob ein kleines zerknülltes Papier vom Boden auf, das er sorgfältig auseinanderfaltete. Die Achtung der Broni vor diesem Manne sank immer mehr. Einer, der mit solchen Schuhen bei ihr stehen bleiben konnte, ohne sie reinigen zu lassen, und dessen Neugier so weit ging, daß er irgend ein schmutziges Papier vom Boden aufhob, der verdiente ihre Achtung nicht.

„Das hat wohl der eilige Herr verloren?“ sagte er.

„Weiß nicht“, sagte die Broni mit sichtlich geringer Schätzung. „Ist ja nur ein Feschen.“

„Jawohl, ein Feschen — aber es gibt Feschen, die manchmal eine Bedeutung haben. Was gilt's, der Mann hätte ihn aufgehoben, wenn er gewußt hätte, daß er ihn hier verloren hat. Nun, ich werde ihm dies Papier bringen.“

Damit entfernte er sich. Und obwohl er ganz ruhig und langsam zu gehen schien, war er doch in ganz kurzer Zeit verschwunden. Und zwar hatte er sich dem Innern des Bahnhofes zugewendet, wo er den Fremden nicht mehr finden konnte.

Die Broni sah ihm kopfschüttelnd nach. Aber dann wurde ihre Aufmerksamkeit von einem neuen Kunden in Anspruch genommen.

Diesmal zogen sich ihre mageren Bräuen ein wenig zusammen. Die harten Mannstiefel, die sie zu bearbeiten hatte, gaben ihr viel zu tun. Der Schmutz saß fest daran, als wäre er nicht bloß von heute. Und als sie unwillkürlich emporsah, sah sie in ein verwirrtes Gesicht, in dem ein grauer Schnurrbart das Auffallendste war. Einen Augenblick fragte sie sich, warum dieser Reisende, dessen Kleidung zu dem groben Schuhwerk stimmte, wohl ihre Dienste in Anspruch nahm. Es wäre auf eins herausgekommen, wenn der noch mit ungerinigten Schuhen herumgelaufen wäre. Aber da er mit einem Bekannten zugleich ein Gespräch führte, konnte sie den Grund dieser Sorgfalt erraten.

„Er erwartet mich im Gotthard-Express, der um 2 Uhr 5 Min. hier eintrifft, erste Klasse“, sagte er. „Da soll ich mich vorstellen; 10 Minuten hab ich dann Zeit, um mich ins Licht zu setzen. Es wird ja wohl wieder nichts sein.“

Er lachte bitter zu den letzten Worten. Ohne die Broni auch nur anzusehen, warf er ihr das Geld in den Schoß und ging mit dem andern davon. Sie sah ihm nach. Für den handelte es sich wohl um eine neue Anstellung. Und die Broni wiegte den Kopf hin und her. Wenn man schon so bei Jahren war, wie dieser Mann, möchte es Schwierigkeiten haben, sich noch einen Platz zu erringen. Die Alte hüllte sich mit einem gewissen Behagen in ihre Tücher. Sie kam sich ordentlich bevorzugt vor, hier vor ihrem Schuhkasten, wo doch immerhin ihr Platz war, von dem sie niemand vertreiben konnte. Sie war eine selbstständige, unabhängige Person.

Da sah sie den Mann, der vorher durch seine Gleichgültigkeit ihren Künsten gegenüber und durch seine Neugier ihr Mißfallen erregt hatte, in Begleitung eines Polizeibeamten vorbeigehen und hörte, wie er sagte:

„Er kann nirgends anders hingefahren sein. Ich halte es für sicher, daß wir ihn dort finden; ich habe auch dorthin telephoniert.“

Nun standen zwei junge Mädchen bei der Broni still. Ein zierliches Stiefelchen setzt sich auf dem Schemel zurecht, und Broni begann mit großem Vergnügen daran herum zu büßten.

„Ich würde es nicht tun“, sagte das eine der jungen Mädchen. „Ich rate dir ab. Was würde deine Mutter dazu sagen?“

Die andere schwankte auf dem feststehenden Füßchen leise hin und her.

„Ich habe es ihm versprochen. Glaube mir, er ist ein Gentleman!“

„Gerade darum! Wenn er es ist, wird es ihm viel besser gefallen, wenn du nicht kommst.“

„Du kannst es nicht verstehen, Lilly, wie mir zu Mute ist. Ich muß hingehen!“

Darauf schwiegen die Mädchen, bis beide Stiefelchen in tadellosem Glanze erstrahlten. Und während die schlanken Gestalten sich elastischen Ganges entfernten, murmelte die Broni: „Junges Blut, heißes Blut. Ich kenne das.“

Sie dachte an einen Tag im Frühling ihres Lebens, wo sie auch gesagt hatte: ich muß hingehen. Es reute sie jetzt, daß sie das damals gesagt und getan. Aber was half das? Das schöne junge Mädchen hätte sie wohl nicht schlecht verwundet und empört angeschaut, wenn ihm die Broni geraten hätte: Ihre Freundin hat recht, gehen Sie nicht hin.

Anderer Leute kamen. Eine Frau, die heimlich errötete, als sie die Hand der Broni über die schadhafte Stellen ihrer abgetragenen Schuhe gleiten sah. Vielleicht dachte sie, daß diese Schadhaftheit weniger auffallen würde, wenn die Schuhe nicht durch allzu starke Weichmuthheit die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Armut erweckt Mißtrauen; darum muß man sie verbergen, wenn man von andern Leuten Arbeit erbitten will.

„Nicht wahr, die Fabrik, wo die Arbeiterinnen gesucht sind, ist ganz dicht neben dem Bahnhof?“ fragte sie.

Die Broni nickte und deutete mit der Hand nach der erfragten Richtung.

Ein sporenflirrender Stiefel stellte sich jetzt auf ihren Kasten. Duftender Zigarettenrauch zog über Bronis Kopf hin, während sie ihr Gesicht bejorgte. Ein lachender Mund warf ihr noch ein Schlagwort zu, indessen eine Münze in ihren Schoß fiel, die das Doppelte von dem ausmachte, was sie zu verlangen hatte.

Sie sah dem schneidigen Offizier nach.

„Es gibt auch noch glückliche Leute“, dachte sie und steckte sorgfältig das Geld in ihre Tasche.

Anderer Passanten hielten bei ihr an. Eine Dame, die von ihrem Manne leise in ungeduldigem Tone gescholten ward, daß sie keine Gummischuhe angezogen habe; ein junger Stüber, der sich, während seine Fußbelleibung bearbeitet wurde, in einem Taschenspiegel angelegentlich betrachtete; ein vornehmer alter Herr, der sich sorgfältig auf den silbernen Knopf seines Stodes stützen mußte, um im Gleichgewicht zu bleiben. Und unterdessen stutete das Leben durch die Halle, hin und zurück, hin und zurück. Sie und da setzte es für eine halbe Stunde aus, wenn gerade kein Zug in der Halle stand. Dann wickelte sich die Broni fester in ihre Tücher, wachte auch leise mit Befriedigung an ihre Tasche, in der es klingelte, oder zog aus einem zerschlossenen Beutel ein Stück Brot, das sie mit umständlichem Rauem verzehrte.

Aber auf einmal gab es ihr doch einen Ruck. Von der Stadt her kam der elegante Herr, der heut einer der ersten gewesen war, die ihr etwas zu verdienen gegeben. Er machte aber eine ganz verzweifelte Miene. Denn er ging zwischen dem Polizeibeamten und dem Herrn, mit dem er einen unfreiwilligen Zusammenstoß schon am Morgen erlitten hatte, und diese beiden schienen ein scharfes Auge auf ihn zu haben. Ja, als die drei sich näherten, gewahrte die Broni sogar, daß dem eleganten Fremden die Hände gebunden waren.

„Ei, so was!“ murmelte die Alte. „So ein vornehmer Herr und hat sich was Bitteres zuschulden kommen lassen!“

Und wieder hüllte sie sich mit Behagen in ihre Tücher. Es war ja ein hartes Stück Brot, das sie aß und das sie hier mit Schuhpußen verdiente, aber es war doch ehrlich erworben, und kein Mensch konnte es ihr streitig machen.

Der Abend neigte sich. Wohl ging das Rischen und Brausen ungehindert weiter durch die Hallen. Wohl stuteten die Menschen hin und wieder nach allen Richtungen. Die Geschäftsleute lehrten heim. Die Arbeiter strömten an der Broni vorbei. Es war aber in dem Hasten und Streben ein anderer Ton als am Morgen. Man fühlte es förmlich: nicht mehr Arbeit, Erwerb, Latenzhaltung war das Ziel dieser Hastenden. Ihr Eilen und Drängen galt jetzt entweder dem Genuß oder der Ruhe.

Die Broni wußte, daß es jetzt für sie nichts mehr zu tun gab. Sie packte ihr Zeug zusammen und machte sich auf den Heimweg. Eine ganze Weile dauerte es, bis sie ihre steif gewordenen Glieder wieder etwas bewegungsfähig gemacht hatte. Dann humpelte sie mühsam durch die Straßen. Mühsam, aber zufrieden. Ihr armeliges Dachstäbchen, obwohl kalt und schlecht gelüftet, kam ihr doch als ein recht angenehmer Aufenthalt vor im Vergleich zu der windigen Bahnhofshalle. Auch lockte sie sich jetzt einen heißen Kaffee und ließ sich's wohl schmecken. Mit Behagen zählte sie dann ihre Einnahme. Es war ein guter Tag gewesen. Ob es morgen wieder so sein würde? Sie kümmert sich nicht; bis jetzt hatte sie ihre redliche Arbeit gehabt. Warum sollte das anders werden?

Und während sie in ihrem armeligen Bette lag und darauf wartete, daß der Schlaf ihr die Augen schließe, ließ sie den Menschenstrom, der tagsüber an ihr vorbeigegangen, noch einmal an sich vorbeiflutet. Einzelne Gesichter tauchten auf, Worte schlugen an ihr Ohr; verschiedenes Schuhwerk hielt sie in den Händen — nach und nach wurde das alles ganz verworren, und endlich schlief sie sanft ein, um vielleicht zu träumen von den Vorübergehenden, die ihr Arbeit und Brot gaben.

Der Wald im Volksleben und Volksglauben der Vorzeit und Gegenwart.

Von Rudolf Nies.

(1. Fortsetzung.)

II. Die Siedelungen im Waldgebiet.

A. Ortsnamen, von Wald abgeleitet.

Forst.

Forst bezeichnet seit der Merovingerzeit die gehegten, gepflegten und geschützten Waldungen, vorwiegend die königlichen Bannforsten, die dann später durch Schenkung oder Kauf in den Besitz geistlicher oder weltlicher Landesherren übergingen. Die königlichen Beamten oder Marktscheider, welche im Walde das Königsgut aussonderten und überwachten, hießen die Forstarii; sie waren mit großen Sonderrechten und eigener Gerichtsbarkeit begabt. Deshalb ist auch das Wort Forst für alles, was mit Waldkultur und Waldpolizei zusammenhängt, technisch geworden. Die eigentümliche Bedeutung und Anwendung des Wortes erklärt auch das seltene Vorkommen desselben in unseren Ortsnamen. In Nassau sind hier nur Kammerforst im Amt Selters, B o r d e r f o r s t (Wüstung bei Springen) und H i n t e r f o r s t, ein Hofgut bei Kemel, zu nennen.

Busch.

Die anderwärts recht geläufige Bezeichnung Busch für Wald ist in Nassau ziemlich selten. Hier bezeichnet man mit Busch, auf dem Westerwald „Büsch“, meist einzelnes Gestrüch. In Ortsnamen kommt Busch nur bei Schellbrich, einem ausgegangenen Hof bei Klingelbach, Büsch bei Püschchen im Amt Marienberg vor.

Hagen, Hahn, Hain.

Hag bedeutet ursprünglich nicht Wald, sondern Dorngesträuch, dann aber auch eine Einfriedigung mit Dorngebüsch, lebende Hecken, eingegrenztes oder von Wald umgebenes Gebiet, und schließlich bezeichnet es den Wald selbst. Da die Dorfmarken vielfach mit Wald umgeben waren, so fand das Wort bei den Ortsnamen sehr oft Anwendung. Neben der älteren Form Hag, Hagen kommen seit dem 13. Jahrhundert die jüngeren Formen Hahn und Hain bei der Bezeichnung von Orten vor. Das Wort Hagen dauert anfangs noch neben den jüngeren Formen fort, geht aber schließlich in diesen auf. Alle Ortsnamen auf -hagen lauten später auf -hahn oder -hain aus. Sie bezeichnen meist Orte, die in einer Waldeinfriedigung lagen. Die Orte dieser Namensgruppe, die zum größten Teil zu den verhältnismäßig jüngeren Siedelungen gehören, sind in Nassau ziemlich reichhaltig vertreten.

a) Orte auf hagen, han, hahn:

Wilmannshagen (Wüstung bei Münster), Hahn im Amt Wehen, Hahn im Amt Wallmerod, Hahn im Amt Marienberg, Zum Hane (ausgegangener Hof bei Hirschberg im Amt Diez), Zum kleinen Hahn, Hofgut bei Lorchhausen, Hanwerth bei Mudenbach, Berzhahn früher Bertolshagen bei Westerburg, Ebernahn bei Montabaur, Engenhahn und Eshenhahn bei Idstein, Goshenhahn (Wüstung bei Oberurief), Heidenhahn (ausgegangener Hof im Amt Kunkel), Hellenhahn (1062 Hildenhausen genannt) bei Rennerod, Humenhahn (Wüstung bei Rennerod), Langenhahn bei Westerburg, Lenzhahn bei Idstein, Niederhahn bei Hahn im Unterverwaltdkreis, Potenhahn (Wüstung bei Merenberg), Rosenhahn südlich von Marienberg, Schmidthahn bei Dreifelden, Seidenhahn bei Langenschwalbach, Siershahn bei Montabaur, Waghahn bei Wehen, Weidenhahn bei Freilingen.

b) Orte mit hain.

Altenhain (1453 „zum alden Hayne“) und Neuenhain bei Soden, Arnoldschhain (früher Arnoldschhain) bei Uffingen, Dietelschhain (Wüstung bei Schloßboorn), Durchhain oder Dorchhain (Wüstung bei Brombach), Emmerichshain (1287 Emerichshagene) bei Rennerod, Eppenhain bei Königstein, Finkenshain oder Vinkenshain (Wüstung bei Uffingen), Gilshain (Wüstung bei Marienberg), Gufershain bei Driedorf, Hettenshain (früher Hildehagen) bei Langenschwalbach, Helbigshain (Wüstung bei Cronberg), Kirshain (Wüstung im Amt Diez), Langenhain bei Hofheim, Mammolschhain (1191 Reinboldeshagen) bei Cronberg, Mappershain bei Langenschwalbach, Niederhain (ehemals ein Hof, an dessen Stelle das Kloster Thron errichtet wurde), Niedershain (Wüstung bei Piffighofen), Oberhain bei Wehrheim, Potenhain (Wüstung unweit Langwiesen bei Montabaur), Reihenhain und Rettershain bei St. Goarshausen, Ruppertschhain und Schneidshain bei Königstein, Selshain (Wüstung bei Haulen im Amt Langenschwalbach), Stalenhain (Wüstung bei Anspach unweit Uffingen), Taubenhain (Wüstung bei Hasselbach im Amt Uffingen), Waigandshain nördlich von Rennerod, Wappelshain bei Langenschwalbach, Wienandshain (Wüstung bei Montabaur), Zinhain bei Marienberg, Haintgen im Amt Uffingen, Haindorf bei Arnshöfen nordwestlich von Wallmerod und Hainhausen (Wüstung bei Kettenbach im Amt Wehen).

B. Ortsnamen, vom Roden abgeleitet.

Während die bisher genannten Ortsnamen als Siedelungen im Waldgebiet den früheren Zustand des Geländes schon im Namen erkennen lassen, ist dies bei anderen, die ebenfalls im Waldland entstanden sind, nur vereinzelt der Fall. Eine Ausnahme bilden hierbei die Ortsnamen mit „rod“ oder „roth“. Da es sich bei den „Rodungen“ vorzugsweise um Waldrodungen handelte, so ist auch bei diesen ihre Entstehung im Waldgelände schon durch den Namen gekennzeichnet. Andere Ortsnamen mit „Brand“, „Brennen“ und „Sang“, „Sengen“ verraten sogar im Namen die Rodungsart (durch Feuer), und wieder andere mit „Stod“ lassen darauf schließen, daß vor der Ansiedlung (vielleicht schon längere Zeit vorher) eine Waldrodung stattgefunden hatte, bei welcher die starken Wurzelstöcke der Waldriesen stehen geblieben waren.

Rod, rot, roth und ert.

Die Orte auf rod, roth gehören zu den jüngeren Siedelungen und sind zum größten Teil vom 9. bis 12. Jahrhundert angelegt worden. Deshalb findet man sie auch meist hoch im Gebirge oder an anderen entlegenen Stellen. Wegen ungünstiger Lage sind viele davon wieder eingegangen, und gerade die Orte auf rod, roth bilden auch in Nassau einen ziemlich hohen Prozentsatz der vorhandenen Wüstungen. Die Schreibweise der Namen ist verschieden; in neuerer Zeit herrschen — rod und roth vor, bei älteren Namenformen findet man aber auch roit, rait, roide, raide, rabe, robe. Eigentümlich ist besonders dem Westerwald die Verkürzung in ert, die fast stets auf rod oder robe zurückzuführen ist.

a) Orte mit rod:

Almenrod (Wüstung bei Mengerskirchen), Alvenrod bei Hachenburg, Auenrod (Wüstung bei Friedhofen), Bernhardsrod (Wüstung im Amt Montabaur), Berod bei Hachenburg, Berod bei Wallmerod, Bethlenrod (Wüstung bei Rördorf), Blumentrod (Wüstung bei Eichhofen), Borod bei Hachenburg, Denzerod (früher ein Dorf, jetzt Hofgut Denzerhaid nördlich von Ems), Dieprode (Wüstung im Amt Nastätten), Erenbrecheroode (Wüstung bei Kemmenau), Eppenrod bei Diez, Eisenrod (Hofgut bei Lipporn), Girkenrod und Girod bei Wallmerod, Goshmerode (Wüstung bei Rördorf), Grebenrod (Wüstung bei Grävenwiesbach), Helmenrod (Wüstung bei Mengerskirchen), Irntraud (früher Ermetrode), und Ober-Irmentrode (Wüstung bei dem vorigen), Koppenrode (Wüstung bei Kunkel), Kraurod bei Wiesbaden, Kenterod bei Langenschwalbach, Kraurod im Amt Wehen, Kedenrod im Amt Nastätten, Kennerod im Kreis Westerburg, Nuppenrode nördlich von Holzappel, Seipenrod (1853 ausgegangenes Dorf), Vrienrode (ausgegangener Hof bei Hartenfels), Wahlrod bei Hachenburg, Wallmerod, Welterod im Amt St. Goarshausen, Welterod und Werinrod (Wüstungen bei Attenhausen im Amte Nassau), Wilmerod bei Westerburg, Winterrod (Hofgut bei Oberhaid im Amte Selters), Wolfrade (Wüstung im Amte Nassau).

b) Orte mit roth:

Adenroth (Hofgut bei Breitenau), Algenroth im Amt Langenschwalbach, Barchenroth (Wüstung im Amt St. Goarshausen), Berndroth bei Nettert, Egenroth östlich von Nastätten, Eisenroth im Dillkreis, Görroth westlich von Idstein, Grebenroth östlich von Nastätten, Groroth (Hofgut bei Frauenstein), Heiligenroth bei Montabaur, Hergenroth bei Westerburg, Hilgenroth im Amt Langenschwalbach, Hohenroth bei Driedorf, Maroth bei Herichbach, Martenroth östlich und Lüncherod südlich von Nastätten, Nauroth bei Dickschied, Neuroth (Hofgut bei Vilheim unweit Wallmerod), Niederroth bei Heftrich, Oberroth bei Idstein, Oberroth bei Rennerod, Rodenroth bei Weilstein, Rüdertoth im Amt Selters, Stangenroth bei Hachenburg, Stedenroth bei Wehen, Wengenroth bei Westerburg, Weroth bei Wallmerod und Wilsenroth bei Westerburg.

c) Orte, bei denen „rod“ (roth) allein oder als Bestimmungsort vorkommt:

Rod (Wüstung bei Rennerod), Rod (Wüstung bei Idstein), Rod am Berg, Rod ander Weil, Rödchen (Wüstung bei Hadamar), Rodenberg bei Driedorf, Rodenberg, ausgegangener Hof bei Marienberg, Rodenbach bei Haiger, Rodenbach (Wüstung bei Mappersheim), Hof Rödel bei Welterod, Rödershof bei Ruppertschhain, Roth bei Herbom, Roth bei Salz, Roth im Amt Nassau, Rothenbach bei Kollbingen im Amt Wallmerod, Rotherhof bei Berndroth unweit Kagenelbogen. Auch Rißhausen (1341 Roiphhausen) bei Marienberg und Riedelbach (früher Rödelnbach) bei Neuweltnau gehören hierhin.

d) Orte auf „ert“ (ort).

Der Volksmund spricht in Nassau selten „rod“, höchstens „roh“ oder „ruh“, z. B. Eisenrou statt Eisenroth, Härtjeroh statt Hergenroth, Kenneroh statt Rennerod, Wingeroh statt Wengenrod. In den meisten Fällen wird aber das rod zu einem ert; so hat die Volkssprache Berndroth umgewandelt in Berndert, Egenroth in Egert, Grebenroth in Grebert, Hilgentroth in Hilgert, Leuterod in Leutert, Martenroth in Martert, Kenterod in Ender, Kedenrod in Kедert, Rüdertoth in Rüdert, Stangenroth in Stangert, Wahlrod in Wahlert, Welterod in Weltert. Bei diesen Orten ist die Schreibweise mit rod oder roth aber noch gebräuchlich; es gibt dagegen eine Anzahl Orte in Nassau, bei denen sich auch die Schreibweise in „ert“ schon seit langer Zeit so eingebürgert hat, daß die

Erinnerung an die früheren Namen mit robe fast ganz erloschen ist. Bei einigen dieser Ortsnamen lassen sich die älteren Formen mit robe überhaupt nicht mehr nachweisen. Die Orte dieser Namensgruppe sind A l t e r t (früher A l t e r o d) bei Kroppach, G e h l e r t (früher Geilenrode) bei Hachenburg, G o d d e r t bei Wied-Selters, H a t t e r t (früher Hattenrode) besteht aus Ober-, Mittel- und Niederhattert, die westlich von Hachenburg liegen, H e u z e r t (früher Heuzerode) bei Kröppach, H i l g e r t (früher Hylgerant, 1559 Hilgenrode) bei Höhr und Grenzhausen, H u p p e r t (1634 Hupenrode), K e s t e r t (der Ort ist wohl römischen Ursprungs und der Name vielleicht von dem lat. castrum = Burg abgeleitet), L u n d e r t (früher Conderode) nordöstlich von Kroppach, L a u t e r t südwestlich von Nastätten, R a u o r t (im Volksmund Rauert, früher Rauenrode), K e t t e r t * (1336 Ketrode) bei Kapfenbogen, W e s t e r t, Hofgut bei Hättlingen, W i n g e r t (früher Wingenrode) bei Kroppach, W i t t g e r t (früher Wegerode) bei Wied-Selters.

Brand, brennen, Sang, sengen.

Nassau hat nur wenige Ortsnamen in der Zusammensetzung mit diesen Wörtern. Zu nennen sind Brandoberndorf im Amt Usingen, Brandscheid westlich von Westerburg, Hundssangen oder Hundfangen westlich von Hadamar und Ribfangen (Wüstung bei Lindenholzhausen).

Stod.

Stod bedeutet ursprünglich etwas Abgehauenes, dann Wurzelstod, Baumstumpf, Klotz, auch eine abgeholzte Waldfläche, wo die Wurzelstöcke noch stehen. Deshalb findet man das Wort auch häufig in zusammengesetzten Flurnamen. Auch bei Ortsnamen kommt es in Nassau mehreremal vor: S t o d e n (Wüstung bei Hellenhahn), S t o d h a u s e n ** bei Marienberg, S t o d h e i m (früher ein Dorf, jetzt ein Hofgut, der Stodheimer Hof) bei Usingen, S t o d i n (Wüstung bei Dernbach unweit Montabaur) und S t o d u m südlich von Marienberg. (Fortsetzung folgt.)

*) Der Volkswitz erklärt den Namen Kettert allerdings anders. Er berichtet: Das Dorf heißt eigentlich „Red'hart“, denn als die Dinge ihren Namen bekommen sollten, konnte das kleine Dörfchen nicht zu Wort kommen. Da riefen ihm seine Kameraden: „Red'hart!“ Als bald bekam das Dorf den Namen „Red'hart.“ Der Verf.

**) Der Volksfrage nach soll Stodhausen seinen Namen nach einem Heiligtum haben, der hier an der alten Wallfahrtsstraße nach Marienberg stand. Der Verf.

Herbstwald.

Wie es de Wald em Herbst zu schien!
Die Baam grob wie voll Flamme stihn.

Hirsch*) en de Baam dat schwach Gestehn?
Die Dureeijßer wehn un wehn.

Trät langsam off, ganz sachte, stell,
Die Sommersiebl verscheyre well.

Un von de Ast et rollt un rollt
En't Moos dat wunnig Blährergold.

Doch Wald em Herbst, wie best de schien,
Wenn su bei Baam voll Flamme stihn!

En Dud, dä su'n Verklärung bringet,
D sel'ger Dud, von Gott geschenkt! W. Reuter.

*) Hörst du.

Umschau.

* **Interarbeit im Winter.** Wenn die Novembernebel fallen, wird es still auf dem Bienenstand. Auch die Bienen wollen nach ihrem emigen Sommerreiben einige Monate der Ruhe pflegen. Allerdings sind sie für die Strenge der kalten Jahreszeit nicht ausgerüstet, sie können nicht, wie die Haustiere, ihr Sommerkleid ablegen und in ein winterliches Gewand schlüpfen. Umso mehr muß der Bienezüchter sich gerade jetzt ihrer annehmen. H. Metzger gibt in der „Deutschen Fortzeitung“ allerlei Ratschläge, wie man den Bienen ihre winterliche Wohnung behaglich gestalten kann. Danach sind zunächst die Honigräume zu verstopfen und Strohmatten einzustellen, damit die den Winter über der Bienen umgebende Wärme nicht entweichen kann. Wenn dauernde Kälte eintritt, so werden die Bienenvölker, falls nicht auf dem Sommerstande überwintert wird, in die Überwinterungsräume gestellt. Diese müssen frei von aller Unruhe, vollständig dunkel und immer trocken sein. Am besten eignen sich solche Räume zur Überwinterung, in denen die Wärme höchstens zwischen 2—4 Grad wechselt. Sehr empfehlenswert ist die Überwinterung in Erdhöhlen. Alles

Bochen, Klopfen und Hämmern in der Nähe des Bienenstandes ist zu vermeiden, weil dadurch die Bienen aufgeregt werden, infolgedessen mehr Nahrung zu sich nehmen und wohl auch den Knäuel, zu dem sie sich im Winter zusammenballen, verlassen und dann erstarren. Das Auffallen von Sonnenstrahlen auf die Fluglöcher soll gleichfalls vermieden werden. Allenfalls sind Blenden, kleine Brettchen, die schräg gegen die Fluglöcher gestellt werden, anzuwenden. Diese Blenden halten auch die Meisen ab, die durch ihr Klopfen an den Fluglöchern die Bienen beunruhigen und sie aufschrecken, sobald sie an das Flugloch kommen. Schneefall schadet den Bienen nichts, nur muß es vermieden werden, daß in den Fluglöchern sich Schnee ansammelt und dort gefriert.

* **Barbarazweige.** Mit dem Winter ist in Baum und Strauch nach dem Blühen und Treiben des Sommers Tod und Ruhe gekommen. Aber diese Ruhe ist nur eine scheinbare. In den Zellen bereiten unter der Frostdede heimliche Vorgänge die neue Blüten- und Blattbildung bereits vor. Der Volksmund sagt: „Es geht der Saft in die Bäume.“ Auf den 4. Dezember, den Barbaratag, wird der Beginn des geheimnisvollen Vorarbeitens zur nächsten Ernte verlegt. Der Brauch an diesem oder einem der nächsten Tage, Zweige von Bäumen oder Sträuchern zu schneiden und im stets erwärmten Raume zum Treiben und Blühen zu bringen, ist uralte. Jedes Familienglied merkt sich sein Zweiglein. Am besten werden die Zweige in der Nähe des warmen Ofens aufgestellt. Schon nach etwa 3 Wochen erscheinen weiße Blütensterne und zarte Blattspitzen. Wer den schönsten Blütenzweig hat, dem winkt im kommenden Jahre das meiste Glück. Als Barbarazweige kommen, wie die „Deutsche Landwirtschaftliche Presse“ ausführt, Hainstrauch und Salweide, Kiriche, Schlehe, Seidelbast und allerlei Obstzweige in Betracht. Flieder und Koffkastanie treiben schwellige Blattknospen, aus denen aber die Blütenknospen nur schwächern herauskommen. Ein wiederholtes Besprengen der Zweige mit lauem Wasser begünstigt das Blühen. Barbarazweige sollen nicht abgebrochen, sondern mit einem scharfen Messer schräg vom Baume oder Strauche getrennt werden. Wenn die Knospen Farbe zeigen, stellt man sie mehr dem Lichte zu und an das Fenster, wo sie aber dann täglich besprengt werden müssen, bis sich die Knospen geöffnet haben.

* **Der Hühnerstall im Winter.** Der Stall der Hühner bedarf, wie die der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinende Zeitschrift „Über Land und Meer“ ausführt, besonders im Winter größere Pflege und Vorsicht. Schnee und Zugwind dürfen keinen Eingang finden, aber auch geheizte Nachräume sind nicht zu empfehlen, da die Hühner darin verweichlicht werden und im Legen nachlassen. Im allgemeinen kann man 4 Grad Wärme als erträgliche Temperatur ansehen; eine alte Bauernregel sagt ja, so lange das Trinkwasser im Stalle nicht gefriert, tut's den Hühnern nichts. Da die Hühner im Winter den Stall oft tagelang nicht verlassen, muß er auch häufiger gemistet werden. Auch ist es nötig, dem Auftreten des Ungeziefers in verstärktem Maße entgegenzuwirken. Bei ungünstiger Witterung muß ein Raum zum Scharren zur Verfügung stehen. Hier haben die Hühner auch Gelegenheit zur Bewegung, wenn man ihnen das Körnerfutter in die Streu mengt, aus welcher sie es mühsam suchen müssen. Auch ist es gut, hier Dickwurz und Krautköpfe an Bindfäden etwas erhöht aufzuhängen, sodaß die Hühner danach springen müssen, um daran zu picken. Zweckmäßig ist auch die Anbringung eines Staubbades zur Belämpfung des Ungeziefers.

* **Heimat-Museen.** In der kommenden Zeit wird manches Altüberkommene untergehen. Schon deshalb ist's mit Freuden zu begrüßen, daß in Städten, die Herzen von Gegenden sind, in denen noch Reste alter Trachten und Sitten anzutreffen sind, Heimatmuseen geschaffen werden. Marburg an der Lahn hat beispielsweise trotz des Widerspruchs aus realdenkenden Kreisen ein Bürgerhaus aus dem 15. Jahrhundert erworben, um darin ein Heimatmuseum unterzubringen, dessen Grundstock die Sammlungen des dortigen Altertumsvereins bilden. Noch höher ist das Beispiel der alten Lullusstadt Hersfeld — bekannt durch die Geschichte der badiischen Jäger in Hersfeld — zu veranschlagen. Dort haben mühselige Arbeiten es fertig bringen müssen, die Anfänge einer Sammlung zusammenzutragen. Nun ist man soweit, daß in nächster Zeit schon ein Heimat-Museum eröffnet wird, dessen Fundstücke eine Junfstube mit der alten Junfstube der Metzger nebst wichtigen alten Urkunden, eine Tuchmacherstube und eine Hersfelder Bürgerstube aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts sein werden. In einigen anderen kleineren Städten des Hessenslands ist man daran, die alten Trachten in besonderen Sammlungen in Heimatmuseen der kommenden Generation zu retten.